

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungskarte Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Zur parlamentarischen Lage.

* Leipzig, 1. November.

In den Verhandlungen des Reichstags, von denen in den beiden Wochen seit seinem Wiederzusammentritt recht eigentlich das Wort Mirza-Schaffys galt: Ich höre das Geklapper einer Mühle, doch sehe ich kein Mehl, ist eine viertägige Pause eingetreten. Den Anlaß oder den Vorwand dazu haben katholische Feiertage geboten; man wird aber den eigentlichen Grund mit einigem Fug darin suchen dürfen, daß noch eine letzte Kraftanstrengung gemacht werden soll, um den Zolltarifentwurf der Regierung unter Dach und Fach zu bringen.

Die Weigerung der Reichstagsmehrheit, die angeblich ganz aussichtslosen Verhandlungen abzubrechen, ist der schlagendste, wenn auch bei weitem nicht der einzige Beweis dafür, daß der Wunsch in ihr sehr lebendig ist, dennoch zu einem „erzpriestlichen Ergebnis“ zu gelangen. Die Gründe, die sie dazu drängen, sind an dieser Stelle wiederholt ausgeführt worden und brauchen nicht wiederholt zu werden. Die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage liegen für die Brotwucherer nicht sowohl in der Frage, ob ein Kompromiß mit der Regierung eingegangen werden soll, als vielmehr in der Frage, wie solch Kompromiß durchgeführt werden kann.

Es giebt erfahrene Parlamentarier genug, die mit aller Entschiedenheit die Ansicht vertreten, daß es überhaupt schon zu spät sei, noch in dieser Gesetzgebungsperiode des Reichstags den Entwurf der Regierung zu verabschieden, selbst wenn die Brotwucherermehrheit ihn rückhaltlos annähme. Diese Ansicht mag übertrieben sein, wie wir denn von jeher davor gewarnt haben, allzu großes Vertrauen auf die technischen Hindernisse zu setzen, die einer geschlossenen und entschlossenen Mehrheit in den Weg geworfen werden könnten. Aber jedenfalls ist es äußerst schwierig, selbst bei Voraussetzung der für die Brotwucherer denkbar günstigsten Möglichkeiten, den verwickelten Handel jetzt noch ins Schief zu bringen, und namentlich die junkerlichen Brotwucherer müssen von ihrem Standpunkt aus gerechtes Bedenken tragen, alles auf eine Karte zu setzen, von der ganz unsicher ist, ob sie überhaupt noch das Spiel gewinnen kann.

Kein Zweifel, daß sie sich einigermaßen in eine Sackgasse verannt haben. Sie thun das viel seltener, als die braven Liberalen meinen, und sie haben so oft das scheinbar Unmöglichkeit durchgesetzt, daß man im allgemeinen gut thun wird, ihnen gegenüber lieber auf dem Standpunkt des: Trau, schau, wem? zu verbleiben, als voreilige Triumphgesänge über ihre Niederlagen anzustimmen. Allein diesmal sind sie

doch mit dem Kopfe gegen die Wand der objektiven Notwendigkeiten gerannt; sie haben aus ihrem ostelbischen Hinterwäldertum heraus nicht begriffen, daß es für die Regierung eines großen Industrielandes einen Punkt giebt, wo sie trotz aller sonstigen Beschränktheit Fuß beim Male halten muß; verbohnt durch ihre zahllosen Erfolge, haben sie auch diesmal allzu lange darauf gehofft, daß der Reichskanzler dem Ueberzöllnertum nachgeben werde. So haben sie es sich moralisch und politisch halb unmöglich gemacht, noch unzufallen, namentlich auf dem Fled unzufallen, und Zeit, sich allmählich rückwärts zu konzentrieren, ist eben nicht mehr da, zum mindesten nicht so viel Zeit, um mit völliger Sicherheit auf das Gelingen des Wanders rechnen zu können.

So stehen die junkerlichen Brotwucherer vor einer für sie sehr schwierigen Entscheidung. Halb haben sie das Spiel verloren, und einen Versuch, es noch zu gewinnen, können sie nur auf die sehr gefährliche Chance hin machen, es ganz zu verlieren. Scheitert der Zolltarif durch ihre Schuld, dann können sie bei den nächsten Reichstagswahlen am ehesten noch dadurch bestehen, daß sie mit ihrem fanatischen Ueberzöllnertum die bäuerliche Bevölkerung zu beethören suchen. Aber bequemen sie sich zu einem Kompromiß, ohne doch den Zolltarif zu retten, dann ziehen sie von vornherein als moralisch und politisch geschlagene Heerhaufen in die Bahlschlacht. Sie sind in einer so verzweifelt Situation, daß man, wenn sie anders nur nicht eine so durch und durch schlechte Sache vertreten, beinahe eine Art Mitleid mit ihnen haben könnte.

In erster Reihe gilt dies von den eigentlichen Brotwuchern, jenen ostelbischen Junkern, denen das Wasser bis an den Hals steht, denen die rücksichtslose Auspöwerung der Volksmassen, als die einzige Möglichkeit ihrer Rettung, den Blick für alle anderen Fragen verschleift. Für das Centrum spielen aber noch manche andere Rücksichten mit, und aus seiner Mitte heraus wird denn auch am eifrigsten die Kompromißstatik betrieben. Es ist eine Partei, „wie auserlesen zum Kuppler- und Bizeimertwesen“, und man kann ihr und ihren Führern wohl zutrauen, daß sie in diesen Festtagen alles daransetzen werden, um noch etwas zu machenschaften. Allein die Schwierigkeiten sind groß, sehr groß, um eine Mehrheit für den Entwurf der Regierung zusammenzubringen, die auf Kommando einschwenkt wie die Unteroffiziere, und ohne solche unter allen Umständen dienstwillige Truppe lohnt es sich erst gar nicht, die Campaigne ernsthaft zu beginnen.

So ist das Prophezeien über die nächsten Schicksale des Zolltarifentwurfs ein schwieriges oder selbst ein unmögliches Ding. Man kann die politische Entwicklung bis zu einem

gewissen Grade vorhersehen, aber nicht die hundert Zwischenfälle eines verworrenen Schachers, der hinter den Coulissen vor sich geht. Jedoch dies eine wissen wir, daß selbst, wenn sich die Mehrheit der Brotwucherer noch zu einem letzten verzweifeltsten Kampf entschließen sollte, die sozialdemokratische Partei nur desto zufriedener sein kann. Sie hat bisher ihr Pulver gespart, mit gutem Grunde, denn wenn der Brotwucher sich selbst umbringt, so ist es um so besser für sie, und sie braucht ihm nicht die beschönigende Ausrede zu liefern, daß er durch sie umgebracht worden sei. Geht er aber wirklich noch einmal mit wirbelnder Trommel vor, so wird er auf eine Phalanx stoßen, an der sein eifrig zusammengeraffter Haufe zerhellen muß.

Es ist die alte, so oft erprobte Taktik unserer Partei: sie selbst treibt die Dinge nicht auf die Spitze; werden sie aber von den Gegnern auf die Spitze getrieben, so schlägt sie desto kräftiger zu. Graf Bülow oder wen es sonst angeht, kann mit den Redensarten von der „Schädigung des Parlamentarismus“ ruhig zu Hause bleiben; geschädigt, und zwar moralisch und politisch geschädigt, ist der Reichstag seit dreißig Jahren genug durch die bürgerlichen Parteien, wovon keine dieser Parteien ausgenommen werden darf. Gelingt es der Arbeiterpartei, mit parlamentarischen Waffen ein Attentat auf den Magen der Volksmassen zurückzuschlagen, wie es noch niemals gewagt worden ist, so wird der Reichstag zum erstenmal in den Augen dieser Massen zu moralischen und politischen Ehren kommen.

So wenig also vorhergesagt werden kann, was die Brotwucherer in diesen parlamentarischen Feiertagen ausbrüten werden, so wenig kann es etwas sein, was wir zu fürchten haben. Verzweifeln sie selbst an dem Gelingen ihrer Auspöwerungspläne, gut; versuchen sie dennoch einen Verzweiflungskampf, desto besser!

Politische Uebersicht.

Allerheiligen — Allerseelen.

Der Alltagslärm des Reichstags ist verstummt; die hartgefotenen Sänder der Zollwucherermehrheit zerließen offiziell in gerührter Allerseelenstimmung. Die Centrumsfraktion hat sich während der hohen katholischen Feiertage, die das Reichstagsplenum andächtig mitfeiert, in ihr Kämmerlein zurückgezogen, um sich dort still zu höheren Dingen zu sammeln. An dem frischen Grabe des Zolltarifs löst sich der starre Centrumsstump in einer heißen Thränenflut, und die hohen Festtage endigen in einer baulen Orgie. Das stille Kämmerlein der Centrumsheiligen entpuppt sich als eine parlamentarische Hintertreppe, und aus der religiösen Sammlung entspringt — die fertige Sammlungspolitik.

Der Reichstag feiert die Festtage der „regierenden Partei“ durch Arbeitsruhe. Aber das Centrum hält sich an das Wort

Seuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Der Grabenhäger.

Roman von Wilhelm von Polenz.

Ein Jahr lang dauerte das Studium, dann brachte er ein Paar Monate in einer Musterwirtschaft zu, um einige praktische Uebung des Erleuchten und Einblick in die Buchführung zu gewinnen. Nach Grabenhagen war er in dieser Periode überhaupt nicht gekommen; was er an freier Zeit erübrigen konnte, verbrachte er natürlich in Burgwerda.

Der junge Grabenhäger machte das Sprichwort wahr: „Neue Besen kehren gut!“ Er schien seine Augen überall zu haben. Der Beamte neben ihm hatte keine Zeit, alle seine Fragen zu beantworten. Gelegentlich kritisierte er auch, oder sprach einen Tadel aus; er wollte doch das, was er an Kenntnissen angesammelt hatte, an den Mann bringen. Der alte Heilmann sollte sich nicht einbilden, daß er es mit einem Neuling zu thun habe! Er hielt dem Inspektor einen kleinen Vortrag aus dem Stegreif über die Vorzüge der Gründüngung. Dann ordnete er an; daß im nächsten Jahre mehr Lupinen gebaut werden sollten. Dem Inspektor paßte das zwar gar nicht mit der Fruchtfolge, er antwortete jedoch: „Zu Befehl!“ im Stillen darauf rechnend, daß bis zum nächsten Jahre diese Anordnung in Vergessenheit geraten sein dürfte.

Nun kamen sie an den großen Weizenschlag. Während an einem Ende die Schnitter noch damit beschäftigt waren, auf Schwad zu mahlen, standen in der Mitte des aus-

gedehnten Schlages die Hoden in langen Parallelreihen ausgerichtet wie die Soldaten. An einer Ecke wurde mit Einfahren angefangen, und einige Pflüger waren bereits daran, der Stoppel die erste Furche zu geben.

Kriebow erkundigte sich nach der Vorfrucht, wie weit der Weizen gedreht sei, wie oft man die Pferdehake gegeben, ob er Kopfdringung erhalten habe, kurz, stellte eine Anzahl Fragen, die wohl geeignet waren, zu beweisen, daß er sein Lehrgeld als Landwirt nicht umsonst gezahlt habe.

Und um zu zeigen, daß er die Sache auch praktisch verstand, stieg er ab, rief sich einen der Mäher heran, daß Pferd zu halten, dann trat er an eine Höhe, untersuchte, ob die Garben ordentlich steil gesetzt seien und ob sich im Innern etwa Nässe finden lasse. Auch auf das Auswachsen des Getreides, das Ausfallen der Körner und das Mutterkorn lenkte er seine Aufmerksamkeit.

Dann begab er sich zu den Mähern. Es war eine Lust, den Leuten zuzuschauen, wie die fehnigen, sonnengebräunten Arme flogen, voll geschmeidiger Kraft. Da war ein Schwung wie der andere. Nicht am Boden faßte die Sense das Stroh und legte es in schönem, glattem Schwad hinter sich. Da blieb kein einzelner Halm stehen, da gab es keine Treppen und keine Mulden in der Stoppel; denn das waren die besten Leute vom Gute, alte, erfahrene Mäher. Keiner drängte den anderen, indem er ihm auf die Hacken kam, der Abstand blieb immer der gleiche. Eine Maschine hätte nicht akkurater arbeiten können, als dieses Dupend menschlicher Arme.

Der Gutsherr lobte, was er gesehen hatte, bestieg sein Pferd wieder und ritt im Schritt weiter. Auf demselben Schlage, abgesehen von den anderen, traf man eine zweite größere Abteilung beim Mahen. Kriebow

fragte nicht, um seine Unkenntnis vor dem Beamten nicht zu offenbaren, aber im Stillen wunderte er sich: hatte er denn so viele Tagelöhner auf Grabenhagen? — „Das sind die Schnitter!“ kam ihm Heilmann zu Hilfe. Wichtig! er beschäftigte ja Wanderarbeiter!

Er fragte den Inspektor, warum er denn nicht, statt so viele Fremde kommen zu lassen, lieber mehr Gutsarbeiter angenommen hätte. Der Beamte erklärte: man müsse froh sein, daß man die Fremden hätte; Tagelöhner seien jetzt schwer zu bekommen, die Einheimischen würden immer unerschämter in ihren Forderungen. Sagen wollten sie sich absolut nichts mehr lassen, und wenn man sich's mal bekommen ließe, einen solchen Faulpelz etwas anzuführen — er machte dazu die erklärende Handbewegung — dann setzte er einem gleich den Stuhl vor die Thür. Die Fremden seien da weit bescheidener und anspruchsloser; sie hätten überdies den Vorzug, daß man sie den Winter über nicht durchzufüttern habe. Dem jungen Gutsherrn leuchteten diese Gründe ein; er nickte befriedigt mit dem Kopfe.

Man besichtigte noch die Schafe auf der Stoppelweide, nahm im Vorbeireiten die Stoppel mit den jungen Pferden in Augenschein, dann schlug Kriebow den Milchweg ein. Der junge Chemann wollte sich heute, wo er zum ersten Male am eigenen Tische speisen sollte, um keinen Preis verspäten. Um abzuschneiden, ritt er querfeldein.

Bis dahin war der Grabenhäger nicht von seinem Grund und Boden heruntergekommen, jetzt aber kam ein Strich, wo sein Bereich aufhörte. Ein einzelner Hof lag hier: das Lulewitzsche Bauerngut. Im übrigen war längst der bäuerliche Grundbesitz weit und breit im ritterhastlichen aufgegangen. (Fortsetzung folgt.)